

LEILA MEACHAM

STURMTAGE



GOLDMANN

Lesen erleben

LEILA MEACHAM
STURMTAGE


ROMAN

DEUTSCH
VON SONJA HAUSER

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel »Titans«
bei Grand Central Publishing, Hachette Book Group, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so
übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum
Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Taschenbuchausgabe August 2018

Copyright © der Originalausgabe 2016
by Leila Meacham

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München

Umschlagfoto: Jacket design by Anne Twomey

Jacket illustration by Alan Ayers

Redaktion: Irmis Perkounigg

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48767-7

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



In liebevollem Gedenken
an die Paläontologin Sara Lynn Leck Robbins,
eine unersetzliche Freundin

Der Zufall ist Gottes Methode,
anonym zu bleiben.

Altes Sprichwort

PROLOG

Leon Holloway beugte sich von dem Stuhl neben ihrem Bett aus über seine erschöpfte Frau, die nach neun Stunden anstrengender Wehen matt, die Augen fest geschlossen, die Haare gebürstet und das Gesicht gewaschen, auf frischen, sauberen Laken ruhte.

»Millicent, möchtest du die Zwillinge jetzt sehen? Sie müssten gestillt werden«, fragte Leon leise und strich seiner Frau über die Stirn.

»Nur einen«, antwortete sie, ohne die Augen zu öffnen. »Zwei sind mir zu viel. Entscheide du, welcher. Gib den andern der Hebamme, die kann ihn diesem ach so gütigen Arzt überlassen. Der findet schon ein gutes Zuhause für ihn.«

»Millicent ...« Leon wich zurück. »Das kann nicht dein Ernst sein.«

»O doch, Leon. Ein Kind halte ich aus, aber keine zwei. Tu, was ich dir sage, sonst ertränke ich sie beide.«

»Millicent, Liebes, bestimmt überlegst du es dir noch anders.«

»Mach, was ich dir sage, Leon.«

Leon erhob sich schweren Herzens. Seine Frau hatte die Augen nach wie vor geschlossen, ihre Lippen waren aufeinandergepresst. Weil er wusste, dass sie verbittert genug war, ihre Drohung wahrzumachen, verließ er das Schlafzimmer und ging nach unten in die Küche, wo die Hebamme die schreienden Zwillinge gewaschen und in ein Tuch gewickelt hatte.

»Sie haben Hunger«, erklärte sie vorwurfsvoll. »Dass eine frisch gebackene Mutter zuerst sich wäscht, bevor sie ihre Kleinen stillt, erlebe ich zum ersten Mal. Ich würd mir die beiden gern selber an die Brust legen, Mr Holloway. Genug Milch hab ich bei Gott. Haben Sie was dagegen?«

»Natürlich habe ich nichts dagegen, Mrs Mahoney«, antwortete Leon. »Ich wäre Ihnen sogar dankbar, wenn Sie eins der Kinder stillen. Meine Frau meint, sie kann nur eines füttern.«

Mrs Mahoney, deren Vorfahren aus Irland stammten, verzog verächtlich das Gesicht. Ihre prallen Brüste zeugten davon, dass sie vor Kurzem ihr drittes Kind geboren hatte. Sie konnte die hochmütige Frau mit den rotgoldenen Haaren dort oben nicht leiden, die sich so viel auf ihre Schönheit einbildete. Am liebsten hätte sie ihrem Mann erklärt, was sie von ihrer kalten, herzlosen Einstellung gegenüber den Kleinen hielt, von denen das Zweite zugegebenermaßen unerwartet gekommen war, doch im Moment ging es erst einmal darum, dass das Kind gestillt wurde. Also knöpfte sie das Oberteil ihres Kleids auf. »Gut, Mr Holloway. Welches?«

Leon schloss die Augen und wandte ihr den Rücken zu, weil er nicht wissentlich auswählen wollte, welcher Zwilling sich an der Brust seiner Mutter sattsaugen durfte, während der andere sich mit der Milch einer Fremden begnügen musste. »Ich überlasse es Ihnen, ob Sie die Position der Kinder verändern«, sagte er zu der Hebamme. »Gleich zeige ich auf das Kleine, das Sie nehmen sollen.«

Nachdem er gehört hatte, wie die Hebamme seine Anweisung ausführte, deutete er mit dem Finger über seine Schulter. Als er sich umdrehte, sah er, dass es das später geborene Kind, für das er hastig ein löchriges Tuch als Bett und Zudecke geholt hatte, war, das von Mrs Mahoney gestillt werden

würde. Leon nahm das andere auf den Arm. Sein Schwesterchen saugte bereits hungrig an der Brust der Hebamme. »Bin gleich wieder da, Mrs Mahoney. Bitte gehen Sie nicht. Ich habe noch etwas mit Ihnen zu besprechen.«

TEIL EINS

NATHAN

E I N S

Barrows-Farm nabe Gainesville, Texas, 1900

Der Morgen des Tages, an dem sich Nathan Holloways Leben für immer veränderte, begann wie jeder andere. Zak, der Deutsche Schäferhund, den er als Welpen gerettet und aufgezogen hatte, weckte ihn, indem er mit seiner warmen Zunge über Nathans Gesicht leckte. Nathan wischte es sich ab und schob ihn weg. »Hör auf damit, Zak«, flüsterte er, um seinen jüngeren Bruder, der in seinem eigenen Bett auf der anderen Seite des Zimmers schlief, nicht zu wecken. Die Sonne würde erst in einer Stunde aufgehen, und in dem Raum war es dunkel und kalt. Nathan zitterte in seinem Nachthemd. Er hatte Unterwäsche, Hemd und Hose wie jeden Abend, bevor er ins Bett ging, auf einem Stuhl in der Nähe abgelegt, damit er am Morgen leise hineinschlüpfen konnte. Randolph musste erst in einer Stunde aufstehen, und Nathan würde es bitter bereuen, wenn er seinen Bruder störte.

Socken und Schuhe in der Hand, den Hund hinter sich, trat Nathan hinaus auf den Flur und setzte sich auf eine Bank, um sich anzuziehen. Von der Küche drang der Geruch von frisch gebratenem Speck mit Zwiebeln, Kartoffeln und warmen Brötchen mit Butter und Marmelade herauf. An einem kalten Morgen vor einem Tag voller Arbeit gab es zum Frühstück nichts Besseres als Speck mit Zwiebeln, dachte Nathan. Zak, dem keine Bewegung und kein Gedanke seines Herrn entgingen, wedelte mit dem Schwanz. Schmunzelnd kralte Nathan ihn hinter den Ohren.

Nathans Mutter wendete am Herd den Speck. Sie hatte die Haare zu einem ordentlichen Knoten geschlungen und trug eine frische Schürze um den schlanken Leib. »Guten Morgen, Mutter«, begrüßte Nathan sie verschlafen und hastete an ihr vorbei zur Außentoilette. Anders als seine Schwester, das Prinzesschen, waren die Männer sogar im Winter angehalten, morgens nicht den Nachttopf zu benutzen, sondern ihr Geschäft draußen zu verrichten. Hinterher wusch Nathan sich immer im Vorraum der Küche, wo es warm war und in einem Krug heißes Wasser wartete.

»Hast du deinen Bruder geweckt?«, erkundigte sich seine Mutter, ohne sich zu ihm umzudrehen.

»Nein, er schläft noch.«

»Er hat heute eine wichtige Prüfung. Gut, dass du ihn nicht gestört hast.«

»Wo ist Dad?«

»Er holt frisches Brennholz.«

Als Nathan seine Jacke zuknöpfte, trat sein Vater mit einem Arm voller Holz, das sie im Herbst gehackt und aufgestapelt hatten, durch die hintere Tür ein. »Guten Morgen, Sohn. Hast du gut geschlafen?«

»Ja.«

»Prima. Du hast einen harten Tag vor dir.«

»Ja.«

So redeten sie jeden Morgen miteinander. Seit Nathan zwei Jahre zuvor die Schule abgeschlossen hatte, waren alle Werktage hart, doch das störte ihn nicht. Er liebte die Farmarbeit, war gern draußen, meist allein, nur er und der Himmel und das Land und die Tiere. Nathan nahm die angezündete Lampe, die sein Vater ihm reichte, und hob einen verwaschenen Mehlsack, einen Milcheimer und ein Handtuch vom Boden auf. Zak folgte ihm hinaus und verrichtete sein Geschäft im

dunklen Wald, dann trotteten Nathan und der Hund zum Stall. Das Licht der Laterne wies ihnen den Weg.

Die Kuh Daisy begrüßte sie mühend aus ihrer Box. »Hallo, altes Mädchen«, sagte Nathan. »Gleich geht's los.« Bevor Nathan einen Hocker heranrückte und das Tor zu ihrer Box öffnete, leuchtete er mit der Lampe die Winkel der Scheune aus, um sicher zu sein, dass in der kalten Märznacht kein ungebetener Gast dort untergekröchen war. Es kam durchaus vor, dass man einen Landstreicher auf dem Heuboden vorfand oder bei wärmerem Wetter eine Schlange zusammengerollt in einer Ecke entdeckte. Einmal hatte sich ein verletzter Fuchs im Werkzeugschuppen verborgen.

Nachdem Nathan sich vergewissert hatte, dass sich in der Scheune niemand versteckt hielt, hängte er die Lampe auf und öffnete das Tor der Box. Daisy trottete heraus und geradewegs zum Futtertrog, wo sie sich über ihr Frühstück hermachen würde, während Nathan sie molk. Doch zuerst wischte er Haare und Schmutz von den Flanken des Tiers, damit sie nicht in die Milch fielen, holte den Eimer aus dem Sack und reinigte die Zitzen mit dem Handtuch. Schließlich stellte er den Eimer unter das pralle Euter der Kuh, und Zak setzte sich neben ihn, um auf den ersten Spritzer warmer Milch zu warten.

Daisy ließ sich nur von Nathan melken und wehrte sich gegen alle Versuche der anderen Familienmitglieder. Als Nathan die Hand auf ihre rechte Seite legte, stellte die Kuh bereitwillig das Bein nach hinten, damit er mit der Arbeit beginnen konnte. Wenn Nathans Vater oder seine Geschwister es probierten, bewegte sie sich nicht von der Stelle, und einer von ihnen musste ihr Bein nach hinten drücken, während sie laut protestierend und zitternd den Kopf hin und her warf. »Du bist der Einzige, der richtig mit ihr umgehen kann«, sagte Nathans Vater oft zu ihm.

Das war nicht nur Nathan, sondern auch seinem Bruder und seiner Schwester recht, die zwei beziehungsweise drei Jahre jünger waren als er. So konnten sie beide länger schlafen und mussten nicht bei rauem Wetter noch vor Sonnenaufgang zur Scheune, während Nathan diese Zeit allein genoss. Der Geruch des Heus und die Wärme der Tiere machten ihm besonders im Winter gute Laune für den Tag.

Nach dem Melken legte er den Deckel auf den Eimer und stellte ihn hoch, sodass Zak nicht darankam, fütterte und tränkte die Pferde und führte die Kuh zum Tor, damit sie zum Grasen hinauskonnte. Allmählich ging die Sonne auf und warf ihren goldenen Glanz auf die braunen Felder des Barrows-Landes, auf dem schon bald der erste Frühlingsweizen sprießen würde. Das Anwesen hieß immer noch die Barrows-Farm, benannt nach Generationen von Männern, in deren Besitz sie sich seit 1840 befand. Liam Barrows, der Vater von Nathans Mutter, war der letzte Erbe dieses Namens gewesen. Liams zwei Söhne hatten das Zeitliche gesegnet, bevor sie erben konnten, und so war der Grund an seine Tochter Millicent Holloway gegangen. Nathan wusste, dass die Farm eines Tages ihm gehören würde. Sein jüngerer Bruder Randolph war, da klüger als Nathan, für Größeres und Besseres bestimmt, und seine schöne Schwester Lily, die bereits von den Söhnen der Wohlhabenden in Gainesville, Montague und Denton, sogar von jungen Männern aus Orten jenseits der Grenze auf dem Indianerterritorium, umworben wurde, würde heiraten. »Ich werde später kein Kattunkleid mit Küchenschürze tragen«, hörte Nathans Familie oft aus ihrem Mund.

Auch damit hatte Nathan kein Problem. Er kam gut mit seinen Geschwistern aus, ohne zu ihnen zu gehören. Sein Bruder und seine Schwester standen einander sehr nahe, fast wie Zwillinge. Sie hatten die gleichen Träume – sie wollten

reich und wichtig sein – und konzentrierten sich auf dasselbe Ziel: von der Farm wegzukommen. Mit seinen fast zwanzig Jahren wusste Nathan bereits, dass Reichtum für ihn bedeutete, dort glücklich zu sein, wo er war, die Dinge zu tun, die er gern tat, und mit dem zufrieden zu sein, was er hatte.

Weswegen seine Gedanken sich an jenem Morgen, als er die Scheune mit dem Milcheimer in der Hand verließ, auf nichts weiter richteten als auf den heißen Speck mit Zwiebeln und die Butterbrötchen, die auf ihn warteten, bevor er sich aufmachte, den Zaun an der südlichen Weide zu reparieren. In der Küche nahm seine Familie bereits Platz. Wie immer setzten seine Geschwister sich auf die Stühle rechts und links von ihrer Mutter am einen Ende des Tisches und er neben seinen Vater am anderen. So saßen sie, solange Nathan zurückdenken konnte: Randolph, Lily und seine Mutter die eine Gruppe, er und sein Vater die andere. Wie vieles war das so gewesen, ohne dass es ihm jemals wirklich aufgefallen wäre, bis spät an jenem Nachmittag ein Fremder auftauchte.

ZWEI

Die schnell sinkende Sonne im Rücken, verstaute Nathan Hammer, Säge und Nägel und machte sich mit Werkzeugkasten und Brotzeitkorb auf den Heimweg. Die Sandwiches mit extra viel Speck und Zwiebeln, die seine Mutter ihm mit Gewürzgurken, Tomaten und einem gekochten Ei in den Korb gepackt hatte, waren längst verzehrt, und er freute sich schon aufs Abendessen, das ihn bei seiner Heimkehr erwartete. Doch es würde noch eine Weile dauern, bis er am Tisch Platz nehmen konnte, denn zuvor musste er Daisy melken. Immerhin hatten Randolph und Lily vor Sonnenuntergang die Pferde, Schweine und Hühner gefüttert.

Am Ende des Tages kehrte er immer gern nach Hause zurück. Seine Mutter, eine gute Köchin, sorgte dafür, dass sie alle nicht vom Fleisch fielen, und Nathan genoss die Gespräche bei Tisch und die Gesellschaft seiner Familie, bevor er schlafen ging. Schon bald würden seine Geschwister das Elternhaus verlassen. Der siebzehnjährige Randolph, der noch die Highschool besuchte, hatte bereits eine Zusage der Columbia University in New York City, wo er nach dem College Jura studieren wollte. Und seine sechzehnjährige Schwester würde bestimmt in den folgenden ein oder zwei Jahren heiraten. Wie die Abende sich gestalten würden, wenn sie nicht mehr da wären, wusste er nicht. Nathan trug nicht allzu viel zu den Unterhaltungen bei. Wie sein Vater wurde er nur selten nach seinen Ansichten gefragt und sprach auch nicht von

sich aus darüber. Er lauschte lieber stumm, gab den vierten Mann bei Karten- oder Brettspielen (seine Mutter machte nicht mit) und brachte frisches Holz herein, schürte den Kamin oder füllte die Tassen mit heißer Schokolade. Obwohl er wie die Uhr über dem Kaminsims in der Küche kaum wahrgenommen wurde, fühlte er sich als Teil der Familie.

Zak trottete neben ihm her, wenn er nicht gerade durch einen Schwarm Tauben oder einen Hasen abgelenkt wurde, dem er hinterherjagen musste. Nathan sog die kühle Märzluft ein, die am frischesten nach Sonnenuntergang war, wenn sich der Wind gelegt hatte, und stieß sie mit einem Gefühl der Befriedigung wieder aus. Er hatte einen guten Tag hinter sich. Sein Vater würde sich freuen, dass er es geschafft hatte, den gesamten südlichen Zaun zu reparieren, und sich die Ausgaben für das zusätzliche Holz gelohnt hatten. Manchmal waren sie sich nicht darüber einig, was mit dem vorhandenen Geld erledigt werden sollte, doch sein Vater berücksichtigte immer das Urteil seines Sohnes und ließ ihm oft seinen Willen. Mehr als einmal hatte Nathan Leon zu seiner Mutter sagen hören: »Der Junge hat einen Blick fürs Wesentliche, so viel steht fest.« Worauf seine Mutter meist nur die Nase rümpfte oder »Hmm« murmelte. Aber Nathan war klar, dass sie sich zurückhaltend verhielt, damit er keine Flausen bekam.

Als bestünde diese Gefahr wie bei seinen Geschwistern! Nathan hielt sich für absolut durchschnittlich. Abgesehen von seiner Körpergröße, seiner kräftigen Statur und seinen merkwürdig blaugrünen Augen war nichts an ihm bemerkenswert. Bisweilen dachte er ein wenig bedauernd, dass er wohl ziemlich genau in der Mitte gestanden haben musste, als der Herrgott außergewöhnliche geistige Fähigkeiten, Begabungen, Persönlichkeiten und Schönheit verteilt hatte, während sein Bruder Randolph und seine Schwester Lily ganz vor-

ne dran gewesen waren. Er fügte sich ohne Hadern in sein Schicksal, denn was nützten einem ein hübsches Gesicht und ein einnehmendes Wesen schon beim Anbau von Weizen und der Führung einer Farm?

Nathan befand sich gute dreißig Meter von den ersten Gebäuden entfernt, als er einen Zweispänner bemerkte, der an dem Pfosten vor dem weißen Holzhaus seiner Eltern festgemacht war. Er kannte die beiden rassigen Vollblüter und die teure Concord nicht. Niemand in Gainesville besaß eine Kutsche mit solchen Pferden. Nathan vermutete, dass der Eigentümer ein reicher Verehrer von Lily war, der über die Bezirksgrenze von Denton oder Montague hergekommen war. Einige Männer hatte sie ein paar Monate zuvor bei dem kleinen Ball kennengelernt, den die Patentante ihrer Mutter, die wohlhabendste Frau im Ort, zur Einführung von Lily in die Gesellschaft veranstaltet hatte. Nathan fragte sich, warum der Gast so spät am Tag und mitten in der Woche auftauchte, um ihr den Hof zu machen. Seinem Vater würde das nicht gefallen, auch wenn er in dieser Sache nicht viel zu sagen hatte. Im Hinblick auf Lily hatte Nathans Mutter das letzte Wort, und die ermutigte Lilys reiche Verehrer.

Nathan lenkte seine Schritte gerade in Richtung Scheune, als jemand den Kopf zum Fenster der Kutsche herausstreckte. Er gehörte einem Mann mittleren Alters, der, sobald er Nathan entdeckte, die Tür öffnete und heraussprang. »Junge!«, rief er Nathan zu. »Bist du der Bursche, dessentwegen wir hergekommen sind?«

Ein Ire, offenbar der Lenker der Kutsche, dachte Nathan und drehte sich um, als erwartete er, dass der Mann einen anderen meinte. Dann wandte er sich ihm wieder zu und fragte: »Meinst du mich?«

»Ja.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Geh mal lieber rein. Er hat's nicht gern, wenn man ihn warten lässt.«

»Wer hat's nicht gern, wenn man ihn warten lässt?«

»Mein Boss, Mr Trevor Waverling.«

»Nie was von ihm gehört«, brummte Nathan und stapfte weiter in Richtung Scheune.

»Warte!«, rief der Mann und hastete ihm nach. »Du solltest wirklich reingehen, Junge. Mr Waverling verschwindet erst wieder, wenn er dich gesehen hat.« Der Kutscher holte Nathan ein. »Mir ist kalt, und mein Hintern sagt Grüß Gott zu meinem Magen. Ich hab seit dem Frühstück nichts mehr zu beißen gekriegt«, jammerte er.

Trotz der Verzweiflung des Mannes, seines schmucken Cut, seiner gestreiften Hose und seines Zylinders, die dem Fahrer einer solch edlen Kutsche angemessen waren, fand Nathan ihn komisch. Obwohl der Kerl nicht gerade klein geraten war, wirkten seine Beine im Vergleich zu seinem sonstigen Körper kurz. Sein runder Bauch schien übergangslos auf seinen Oberschenkeln zu ruhen, und seine Ohren und seine irisch roten Haare standen wirr unter seinem Hut hervor. Er erinnerte Nathan an einen Clown, den er einmal in einem Zirkus gesehen hatte.

»Tja, Pech gehabt«, sagte Nathan. »Ich muss jetzt die Kuh melken.« Er fragte sich, wer dieser Mr Waverling war und warum er mit ihm sprechen wollte. Wenn es dringend gewesen wäre, hätte sein Vater bestimmt den Farmhelfer zu ihm geschickt.

Der Kutscher eilte zum Haus, während Nathan zur Scheune weitermarschierte. Noch bevor er sie erreichte, hörte er, wie Randolph Daisy einen Klaps gab. »Halt still, du verdammtes Vieh!«

»Was machst du da?«, rief Nathan erstaunt darüber, dass Randolph und Lily versuchten, Daisy zu melken, von der offenen Tür aus.

»Wonach sieht's denn aus?«, zischte Randolph.

»Mach Platz«, wies Nathan ihn an. »Das ist meine Arbeit.«

»Lass ihn machen«, flehte Lily ihren Bruder an. »Ich schaff's nicht, ihr Bein festzuhalten.«

»Das geht nicht«, entgegnete Randolph. »Dad hat gesagt, wir sollen ihn ins Haus schicken, sobald er hier auftaucht.«

Nathans Geschwister sprachen in Nathans Gegenwart oft in der dritten Person über ihn. Bei Spielen redeten sie über ihn, als säße er nicht mit ihnen am Tisch. »Was er wohl für Karten hat?«, fragten sie. »Glaubst du, er kriegt meinen König?«

»Macht Platz«, wies Nathan seine Geschwister noch einmal an. »Ich gehe erst hier weg, wenn ich Daisy gemolken habe. Ruhig, altes Mädchen.« Er strich mit der Hand über die bebenden Flanken der Kuh. »Nathan ist da.«

Als Daisy laut muhte, wichen Randolph und Lily erschreckt zurück. In Farmangelegenheiten hatte Nathan nach seinem Vater das Sagen.

»Wer ist Mr Waverling, und warum will er mich sprechen?«, erkundigte sich Nathan.

Die Geschwister sahen einander an. »Keine Ahnung«, antworteten sie unisono, und Lily fügte hinzu: »Aber er ist reich.«

»Als er aufgetaucht ist, hat man uns rausgeschickt«, erklärte Randolph. »Mutter und Dad und der Mann brüllen sich deinetwegen an.«

»Meinetwegen?« Erstaunt zog Nathan ein wenig zu heftig an Daisys Zitzen. Wer würde sich seinetwegen schon anbrüllen? »Mehr wisst ihr nicht?«, fragte er. Der neben ihm war-

tende Zak wurde mit einem dicken Milchstrahl, der direkt in seinem offenen Maul landete, belohnt.

»Nein, aber wir glauben ... dass er dich mitnehmen will, Nathan«, antwortete die zierliche Lily, stellte sich hinter ihren älteren Bruder, schlang die Arme um ihn und schmiegte sich Schutz suchend an seinen Rücken. »Ich hab Angst«, fügte sie leise hinzu.

»Ich auch«, pflichtete Randolph ihr bei. »Nathan, du hast doch nichts angestellt, oder?«

»Nicht dass ich wüsste«, sagte Nathan. Der Mann wollte ihn mitnehmen? Was hatte das zu bedeuten?

»Was für eine alberne Frage, Randolph«, schalt Lily ihren Bruder. »Nathan hat noch nie was angestellt.«

»Das ist mir klar, aber ich musste trotzdem fragen, weil der Mann wichtig zu sein scheint«, erwiderte ihr Bruder. »Mutter hat fast der Schlag getroffen, als sie ihn gesehen hat. Und Daddy hat uns sofort aus dem Haus geschickt. Weißt du, wer das sein könnte?«

»Nein«, antwortete Nathan verwirrt. »Wie sollte ich?«

»Keine Ahnung. Er scheint dich zu kennen. Und du siehst ihm irgendwie ähnlich.«

Als sie ein Geräusch hörten, drehten sie sich um. Ihr Vater, der die Scheune betreten hatte, räusperte sich. »Nathan«, sagte er mit trauriger Stimme, »bitte komm ins Haus, wenn du mit dem Melken fertig bist. Randolph, du und Lily, ihr bleibt hier.«

»Aber ich muss Hausaufgaben machen«, protestierte Randolph.

»Die können warten«, erklärte Leon und wandte sich zum Gehen. »Trinkt die Milch, wenn ihr Hunger habt.«

Als Nathan mit dem Melken fertig war und Daisy wieder in ihrer Box stand, verließ er die Scheune, und seine Geschwister

blickten ihm beunruhigt nach. Inzwischen hatte sich die kalte Dämmerung vollends herabgesenkt. Nathans Vater war auf halbem Weg zum Haus stehen geblieben, um auf ihn zu warten. Nathan fiel auf, dass der Zirkusclown wieder in die Kutsche geklettert war. »Was ist los, Dad?«, erkundigte er sich.

Plötzlich presste sein Vater die Hände aufs Gesicht.

»Um Himmels willen, Dad!« Weinte sein Vater etwa?
»Was ist los? Was ist passiert?«

Da trat ein groß gewachsener, schlanker, attraktiver Mann auf die Veranda, wo er, das Licht aus dem Haus im Rücken, kurz verweilte, bevor er die Stufen herunter auf sie zukam. Er trug einen Mantel aus feiner Wolle und wirkte selbstbewusst. Nathan schätzte ihn auf über vierzig. »Ich bin passiert«, erklärte er.

Nathan musterte ihn von oben bis unten. »Wer sind Sie?«, fragte er und blickte in seine meergrünen Augen, die so sehr den seinen ähnelten.

»Ich bin dein Vater«, antwortete der Mann.

DREI

Nathan legte stirnrunzelnd den Kopf schief. »Wie bitte?« Der Mann hob die Hände, als wollte er eine Menge zum Schweigen bringen. »Es tut mir leid, dass ich es dir so mitteilen muss. Ich hatte auf eine ... weniger überraschende erste Begegnung gehofft, aber du bist mein Sohn, Nathan. Mr Holloway ...«, er deutete auf Leon, »... ist nur dein Stiefvater. Ich bin dein leiblicher Vater.«

Nathan, der nichts von Gewalt hielt, hätte dem Mann vor Wut fast mit der Faust in sein attraktives Gesicht geschlagen. Für wen hielt er sich, dass er einfach hier auftauchte und eine Behauptung aufstellte, die seinen Vater zum Weinen brachte, etwas, das Nathan noch nie erlebt und nicht für möglich gehalten hatte? Am liebsten hätte er eine Mistgabel aus der Scheune geholt und damit den Fremden in seine Kutsche und vom Hof getrieben. Warum hatte sein Vater das nicht getan?

»Sind Sie aus einem Irrenhaus entsprungen, Sir?«, fragte Nathan ohne seinen angeborenen Respekt vor älteren Menschen. »Wenn nicht, täuschen Sie sich gewaltig.« Er deutete auf Leon, der sich abwandte, um sein tränennasses Gesicht mit dem Ärmel seiner Jacke abzuwischen. »Dieser Mann da ist mein Vater.«

»Er hat dich aufgezogen, aber du bist mein Sohn«, beharrte der Fremde. »Deine Mutter kann das bezeugen. Wollen wir drinnen weiterreden? Vor dem warmen Kamin würde ich mich wohler fühlen.«

»Ich werde überhaupt nichts mit Ihnen besprechen. Meinetwegen können Sie sich den Hintern abfrieren.« Nathan, der kräftiger und größer als sein Vater war, trat vor Leon. »Verschwinden Sie von unserem Grund und Boden.«

»Sohn ... Nathan«, sagte Leon und putzte sich die Nase mit einem großen Taschentuch. »Du musst ihm zuhören. Er hat recht. Gehen wir lieber rein.«

Nathan rührte sich nicht von der Stelle. »Daddy ...« In seiner Panik redete er seinen Vater wieder wie als kleiner Junge an. »Was behauptet er da?«

»Er behauptet, dein Vater zu sein, Sohn, und der ist er tatsächlich.«

In Nathans Ohren klangen diese Worte wie das Knallen einer Büchse. Leon legte ihm besänftigend eine Hand auf den Arm. »Es tut mir wirklich leid, dass du ... die Wahrheit erfahren musst.« Ihm versagte fast die Stimme.

Der Fremde machte Anstalten, den anderen Arm von Nathan zu nehmen, doch Nathan schüttelte ihn ab und wich vor beiden Männern zurück. Über die Schulter blickte er zu seinen Geschwistern hinüber, die besorgt die Köpfe zur Scheune herausstreckten. Er war ihr großer Bruder, ihr Beschützer, eine Konstante in ihrem Leben. Nichts war jemals passiert, das ihren Glauben an ihn erschüttert hätte. Obwohl Nathan wusste, dass es Aufgabe seines Vaters gewesen wäre, die beiden zu beruhigen, rief er: »Alles in Ordnung. Ihr müsst nicht mehr lange da drinbleiben. Redet Daisy gut zu. Sie ist nervös.«

»In Ordnung«, antwortete Randolph unsicher. »Aber ... du holst uns bald?«

»Versprochen«, sagte Nathan.

Daraufhin setzten sich die drei mit Zak in Bewegung, der die Anspannung spürte und nahe bei Nathan blieb. »Ich sehe,

dass du deinen Geschwistern ein guter Bruder gewesen bist, Nathan«, erklärte Trevor Waverling.

»Ich bin es immer noch«, erwiderte Nathan.

»Du scheinst ein feines Gespür für Zwischentöne zu haben«, bemerkte Trevor.

Nathan, dessen Mund sich trocken anfühlte, schwieg. *Zwischentöne?* Wer war dieser Mann, und warum widersprach sein Vater ihm nicht? Als der Mann Nathan und seinem Vater an den Stufen zum Haus mit einer höflichen Geste den Vortritt ließ, spielte Nathan mit dem Gedanken, die Tür hinter sich zuzuknallen und zuzusperren.

Seine Mutter saß auf dem harten viktorianischen Sofa im vorderen Zimmer, das nur genutzt wurde, wenn Besuch kam. Nathan blieb verwundert stehen, weil er ihr Gesicht noch nie so kalt und fahl und ihre Augen noch niemals so dunkel gesehen hatte. Ohne auf ihn und seinen Vater zu achten, richtete sie ihren funkelnden Blick auf den Mann hinter ihnen. »Mach schon, Leon, bringen wir es hinter uns«, wies sie ihren Gatten an.

Nathan sah hilflos von einem zum anderen. »Würde mir bitte jemand erklären, was los ist?«

»Gern«, antwortete Trevor Waverling. »Vor vielen Jahren – fast einundzwanzig, um genau zu sein –, hatten deine Mutter und ich ein ... Stelldichein ...«

»Bei dem du mich vergewaltigt hast, du Hurensohn«, kreischte Nathans Mutter.

»Millicent, ich habe nichts Derartiges getan. Du hast es genauso gewollt wie ich.«

»Bitte«, flehte Leon. »Hört auf damit! Der Junge muss nicht alle schmutzigen Einzelheiten hören. Es ist entsetzlich genug für ihn, erfahren zu müssen, dass ich nicht sein Vater bin.« Er sah Nathan an, und wieder traten ihm Tränen in die

Augen. »Dieser Mann ist dein Vater.« Leon deutete matt auf Trevor.

»Das liegt auf der Hand.« Trevor trat zu Nathan. »Schau uns doch an. Abgesehen davon, dass ich deutlich älter bin als du, könnten wir Brüder sein – wir sind gleich groß, haben einen ähnlichen Körperbau und die gleiche Augenfarbe. Die haben wir von meiner Mutter. Sie ist noch am Leben und kann es gar nicht erwarten, dich kennenzulernen ... deine Großmutter.«

Nathan wich vor ihm zurück. Das schmale Gesicht des Mannes, seine hohen, markanten Wangenknochen, sein schlanker, durchtrainierter Körper waren ihm seiner Ansicht nach überhaupt nicht ähnlich. »Ich glaube Ihnen nicht«, sagte er. Dann schaute er voller Angst zu seiner Mutter hinüber, um sich zu vergewissern, dass der Mann sich einen schlechten Scherz erlaubte, doch ihr Blick blieb auf den Fremden gerichtet. Also wandte er sich seinem Vater zu, und als er seine Miene sah, sank ihm der Mut. »Dad ...?«

»Er sagt die Wahrheit, Nathan. Du bist nicht mein Sohn ... jedenfalls nicht mein leiblicher. Deine Mutter war bei unserer Hochzeit schwanger. Von diesem Mann.« Leon nickte in Richtung des Fremden. »Deine Mutter kann bestätigen, dass er recht hat.«

»Aber ich wusste nicht, dass sie schwanger mit dir war, sonst wäre ich schon früher hergekommen, Nathan. Das schwöre ich bei Gott«, versicherte Trevor Waverling.

Schockiert sank Nathan auf einen der Stühle mit dem hübschen geblühten Muster, auf denen er bis dahin nur selten gesessen hatte, und blickte seine Mutter an. »Mutter, sagt er die Wahrheit?«

»Nur insofern, als du sein Sohn bist. Alles andere ist gelogen. Er hat mir seinen Willen aufgezwungen. Ich war nicht

dazu bereit, wie er behauptet, und er wusste schon früher über dich Bescheid. Bereits vor Längerem hat mir der Leiter der Poststelle verraten, dass man ihm Fragen über den älteren Holloway-Jungen gestellt hat. Damals warst du um die vierzehn, Nathan. Dieser Mistkerl hat jemanden geschickt, um herauszufinden, ob es sich lohnt, Anspruch auf dich zu erheben. Er hat sich nicht die Mühe gemacht, selbst zu kommen.« Sie bedachte Trevor mit einem hasserfüllten Blick. »Letztes Jahr hat mir dann eine deiner Lehrerinnen erzählt, dass ein Fremder sie kurz vor deinem Abschluss angesprochen und gefragt hat, wie du bist. Ob du dich in der Schule gut schlägst. Ob du klug bist. Und solide. Der Mann hat ihr erklärt, dass er wegen Stipendien fürs College Erkundigungen über Schüler einzieht.«

Leon spitzte die Ohren. »Warum hast du mir das nicht gesagt?«

»Weil du die Lage vermutlich noch komplizierter gemacht und dem Jungen verraten hättest, dass sein Vater nach ihm sucht. Wie hätten wir dann einen Skandal vermeiden können?«

Trevor bedachte Millicent mit einem verächtlichen Blick. »Du hast nur an den möglichen Skandal gedacht? Wie typisch für dich, Millicent.«

»Erspar mir deinen herablassenden Tonfall, Trevor Waverling! Glaube mir, dieser Mann ...«, Millicent deutete auf ihn und wandte sich an Nathan, »... wäre jetzt nicht hier, wenn du dich als Enttäuschung erwiesen hättest. Dann hätte er das Problem Leon und mir überlassen.«

Nathan erschrak über den Zorn seiner Mutter, die die Lippen so fest zusammenpresste, dass sie die Farbe verloren. Plötzlich begriff er, warum er, seit er alt genug war zu erkennen, dass seine Mutter ihn anders behandelte als seine Ge-

schwister, diesen merkwürdigen Schmerz spürte. Weil er sie liebte und achtete, hatte er sich geweigert, ihn wahrzunehmen. Er war der Älteste. Von ihm erwartete man mehr als von den anderen, und er wurde seltener gelobt. Jetzt war ihm alles klar. Er erinnerte sie an den Mann, den sie hasste, an den Mann, für den sie, das ahnte Nathan, tief in ihrem Inneren nach wie vor etwas empfand.

VIER

Nathan hob den Blick zu dem Mann, dessen entfernte Ähnlichkeit mit ihm selbst er nicht leugnen konnte. »Wieso sind Sie hier?«

Trevor Waverling straffte die Schultern, deren Breite durch seinen maßgeschneiderten Wollmantel betont wurde. »Um Anspruch auf dich zu erheben. Um dich mit nach Hause zu nehmen, wenn du das möchtest.«

»Und warum?«

Wie schnell diese Frage von Nathan kam, überraschte Trevor. »Warum?«, wiederholte er. »Weil ich dich gern um mich hätte, deswegen. Ich möchte dir ein besseres Leben ermöglichen, als du es hier hast.«

»Für mich gibt es kein besseres Leben als dieses.«

Trevor trat einen Schritt näher zu ihm. »Woher willst du das wissen, Nathan? Du kennst nur diese Farm. Ich bin ein wohlhabender Mann und würde gern mein Glück mit dir teilen. Wenn sich alles auf die richtige Weise fügt, setze ich dich als Erben ein ...«

»Und wenn nicht?«, fragte Nathan. »Feuern Sie mich dann als Erben?«

Wieder schien Trevor um eine Antwort verlegen zu sein. »Leider verläuft unser Gespräch nicht günstig. Ich scheine dir den falschen Eindruck zu vermitteln. Ich würde mich gern unter vier Augen mit dir unterhalten und dir von mir erzählen ... was ich dir bieten könnte ...«

Nathan erhob sich abrupt. »Das interessiert mich nicht. Dies hier ist mein Zuhause, und das sind meine Eltern. Mit Ihnen gehe ich nirgendwohin.«

Trevor hob flehend die Hände. »Nathan, bitte. Möchtest du nichts über deinen Vater erfahren?«

»Wollten Sie denn zuvor etwas über Ihren Sohn erfahren?«

»Nein, das wollte er nicht!«, zischte Millicent.

»Na schön!«, meinte Trevor ungeduldig. »Ich gebe alles zu. Ich habe Nachforschungen über dich anstellen lassen. Das muss man in meiner Position machen. Aber ich versichere dir, dass ich nichts von der Schwangerschaft deiner Mutter wusste, als ich sie verlassen habe. Davon habe ich erst erfahren, als einer meiner Vertreter vor sechs Jahren durch Gainesville gekommen ist und mir erzählt hat, dass er in einem Gemischtwarenladen einen Jungen gesehen hat, der mir wie aus dem Gesicht geschnitten ist und eigentlich nur mein Sohn sein kann. Er hat mich im Scherz gefragt, ob ich mal eine kurze Affäre in Cooke County gehabt habe.«

Millicent protestierte lauthals und wollte widersprechen, doch Leon hinderte sie daran. »Ganz ruhig, Millicent«, ermahnte er sie leise. »Nathan muss sich anhören, was der Mann zu sagen hat.« Millicent sah ihren Mann erstaunt an und verstummte mit einem trotzigem Blick.

Trevor fuhr fort: »Also habe ich einen Angestellten, dem ich vertraue, hierhergeschickt, damit er sich über die Sachlage informiert. Er hat dich fotografiert ...« Trevor zog seine Brieftasche aus der Innentasche seines Mantels, nahm ein Foto heraus und reichte es Nathan. Das Bild zeigte ihn neben dem Zaun an der Straße. Nathan erinnerte sich, dass ein Mann ihn eines Nachmittags gefragt hatte, ob er ihn vor dem wogenden Weizenfeld ablichten dürfe. Er sei Fotograf und mache Fotos für die Zeitschrift *Progressive Farmer*.

»Als er mir das Bild vorgelegt hat, war mir sofort klar, dass du mein Sohn bist«, sagte Trevor und nahm das Foto wieder an sich. »Mit vierzehn habe ich genauso ausgesehen wie du. Ich bin damals nicht gekommen, um dich zu holen, weil ... Wie hätte ich das tun können? Du hast noch die Schule besucht und warst offenbar glücklich und zufrieden bei deiner Mutter und ... dem Mann, den du als deinen Vater erachtet hast. Das wollte ich nicht kaputt machen. Aber ich hielt es für mein Recht und meine Pflicht, mich dir ein paar Jahre nach deinem Highschoolabschluss vorzustellen, und so habe ich bis heute, bis zu deinem zwanzigsten Geburtstag, gewartet.«

Nathan sah ihn mit großen Augen an. *Heute war sein Geburtstag?* Der zwanzigste Geburtstag war ein wichtiges Datum für einen Jungen. Nun, da er nicht mehr zur Schule ging und ein Tag wie der andere war, da nur der Wechsel der Jahreszeiten die wichtigen Ereignisse markierte, hatte er ihn tatsächlich vergessen.

Wie seine Familie. »Woher wissen Sie, dass heute mein Geburtstag ist?«, fragte er den Fremden.

»Ich habe den Eintrag im Geburtenregister des Bezirksamts überprüfen lassen.«

Leon wandte sich Millicent zu. »Hast du einen Kuchen für ihn gebacken?«

»Das habe ich ... vergessen. Ich hab nur daran gedacht, dass heute Waschtag ist ...«

»Und der Tag, an dem du das Kleid für Lily fertig haben wolltest, für das Fest, zu dem sie in Denton eingeladen ist«, fügte Leon mit kühler Stimme hinzu.

»Gott, Millicent!« Trevor bedachte Millicent mit einem vorwurfsvollen Blick. »Nun wird mir klar, wie die Dinge hier laufen. Nathan muss schuften wie ein Lohnarbeiter, während du Kleider für deine Tochter nähst und jeden Penny sparst,

um deinen anderen Sohn auf die Columbia University schicken zu können.« Er sah aus, als würde er gleich vor Millicent ausspucken. Sie verschränkte die Arme und drehte den Kopf verächtlich zum Kamin.

Leon wandte sich an Nathan, der verblüfft über die bitteren Eröffnungen gelauscht hatte. »Es bricht mir das Herz, das zu sagen«, meinte Leon, »aber es kann nicht schaden, wenn du dir anhörst, was der Mann dir mitzuteilen hat, Nathan. Schließlich ist er dein Vater.«

Wieder machte Trevor eine flehende Geste. Seine Hände waren groß und kräftig, glatt und gepflegt. »Können wir uns irgendwo unter vier Augen unterhalten?«

Verblüfft, verwirrt und verletzt stammelte Nathan: »Nein. Meine Geschwister sollen ins Haus kommen. In der Scheune ist es kalt, und mein Bruder muss in unserem Zimmer lernen.«

»Dann gehen doch wir beide in die Scheune«, schlug Trevor vor. »Bitte, Nathan.«

Nun hatte der Fremde bereits zum zweiten Mal »bitte« gesagt, was einem Mann wie ihm bestimmt nicht leichtfiel, dachte Nathan, der sich desorientiert fühlte wie in einem Schneesturm. »Nicht heute Abend«, antwortete er. »Ich brauche Zeit, um mir alles, was ich gehört habe, durch den Kopf gehen zu lassen. Dann sehen wir weiter.«

Trevor wirkte enttäuscht. »Wahrscheinlich darf ich nicht mehr verlangen. In deiner Lage würde ich das Gleiche tun. Also gut.« Er öffnete seine Lederbrieftasche ein zweites Mal, steckte das Foto hinein und nahm seine Visitenkarte heraus. »Darauf steht alles, was nötig ist, um dich mit mir in Verbindung zu setzen, sobald du dazu bereit bist. Das ist meine Büroadresse, oder ...«, er zog einen Stift heraus und schrieb etwas auf die Rückseite der Karte, »... du kannst auch an meine Privatadresse schreiben. Wie du siehst, befinden sich beide

in Dallas. Du darfst gern in mein Büro kommen, oder wenn dir das lieber ist, treffen wir uns in Gainesville. Falls du das möchtest, komme ich auch noch einmal hierher.«

»Nicht hier, Trevor«, mischte sich Millicent mit finsterem Blick ein. »Niemals mehr auf dem Grund und Boden meiner Familie, ist das klar? Wenn ich dich jemals wieder hier sehen sollte, erschieße ich dich.« Sie sah Nathan an. »Und bring den Hund raus, Nathan. Du weißt, dass er nicht ins Haus darf.«

Nathan wandte sich seiner Mutter zu. Ein Fremder tauchte bei ihnen auf und gab sich als sein Vater zu erkennen, und ihr waren nur ihr Hass auf diesen Mann und die Tatsache wichtig, dass der Hund ihres Sohnes nicht ins Wohnzimmer durfte. Sie interessierte sich kein bisschen für sein Entsetzen, seine Verwirrung und seinen Schmerz. Plötzlich wurde Nathan zusätzlich zu den anderen Erkenntnissen dieses Tages noch etwas klar: Seine Mutter liebte ihn nicht. Sie hatte ihn nie geliebt und würde es auch niemals tun. Unter seinem Blick änderte sich Millicents Gesichtsausdruck. Sie schien zu ahnen, dass sich seine Einstellung zu ihr unwiderruflich gewandelt hatte. Nathan klopfte auf seinen Oberschenkel. »Komm, Zak, alter Junge.«

Seine Eltern und der Fremde ließen Nathan widerspruchslos ziehen. Ihnen war klar, dass der Junge nicht mehr mit ihnen reden wollte. Nathan trat hinaus in die Dämmerung, ohne zu merken, wie beißend kalt die Luft sich auf seiner Haut anfühlte. Sein Hunger war verschwunden, und obwohl er nur seine dünne Arbeitsjacke trug, spürte er nicht, wie frostig es geworden war. Der Kopf des Fahrers tauchte aus dem Fenster der Kutsche auf, in die er sich der Kälte wegen geflüchtet hatte. »Kommt mein Chef bald?«, fragte er.

»Er hat keinen Grund, noch länger zu bleiben«, antwortete Nathan, ohne seine Schritte zu verlangsamen.

Randolph und Lily hatten sich unter eine Pferdedecke im Stroh verkrochen und abwechselnd aus dem Eimer mit der Milch getrunken. »Ihr könnt wieder ins Haus«, teilte Nathan ihnen mit, bevor ihm die Stimme versagte.

Lily schlug die Decke zurück und eilte zu ihm. »Nathan, was ist los? Wer ist der Mann im Haus?«

»Keine Ahnung.«

»Warum ist er hier?«, wollte Randolph wissen.

»Wegen einer Familienangelegenheit«, antwortete Nathan.

Lily sah ihn unsicher an. »Was hat er mit dir angestellt?«

»Er ... hat etwas kaputt gemacht, das sich nicht mehr reparieren lässt.«

Nun merkte Nathan, dass er die Visitenkarte des Fremden in der Hand hielt. Als er einen Blick darauf warf, brannte sich der Name Trevor Waldo Waverling in seine Netzhaut ein. Erst jetzt kam ihm zu Bewusstsein, dass er kein Holloway war. Diese Erkenntnis erschütterte ihn so sehr, dass er weiche Knie bekam und sich an einem Pfosten festhalten musste. Tränen traten ihm in die Augen, es schnürte ihm die Kehle zu. Er war ein Waverling. Das Blut des Mannes, der sich seit seiner Geburt um ihn gekümmert hatte, der ihm das Laufen, das Lesen, das Reiten und die Farmarbeit beigebracht hatte, das Blut des Mannes, den er liebte und dem er nachzugeraten glaubte, pulsierte nicht in seinen Adern.

»O Gott, du weinst ja«, rief Randolph entsetzt aus.

Lily legte die Hand auf Nathans Arm und fragte: »Nathan, was ist los?«

»Lass ihn in Ruhe, und geht ins Haus, Kinder, das Abendessen wartet«, wies Leon Randolph und Lily von der Tür aus an.

Randolph stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. »Endlich«, sagte er. »Müssen wir die Milch mit reinnehmen?«

»Wenn ihr welche zum Abendessen wollt, schon.«

Randolph ergriff den Henkel des Eimers, während Lily sich auf die Zehenspitzen stellte und ihrem großen Bruder einen Kuss auf die Wange drückte. »Es kommt schon alles wieder in Ordnung«, murmelte sie und folgte Randolph aus der Scheune.

F Ü N F

Aber es würde nicht in Ordnung kommen. Niemals mehr, das wusste Nathan. Leon schlurfte, die Hände in den Taschen seines Arbeitsanzugs, mit hängenden Schultern auf ihn zu. »Mir fehlen die Worte«, murmelte er. Von draußen waren Hufgetrappel und das Quietschen der sich entfernenden Kutsche zu hören. Vermutlich, dachte Nathan, war der Mann mit der Kutsche gekommen, weil er erwartet hatte, ihn gleich mitsamt seinen Siebensachen mitzunehmen. Sonst wäre er bestimmt mit dem Zug angereist.

Nathan fuhr sich achselzuckend über die Augen. »Für dich ist das sicher genauso schlimm wie für mich.«

Leon stellte zwei Eimer umgedreht auf den Scheunenboden. »Weil ich einen Sohn verliere wie du den Vater? Keins von beidem trifft zu, Nathan, das musst du mir glauben. Verwandtschaft ist keine Sache des Blutes, sondern der Gefühle. Du bist mein Sohn. Der wirst du immer sein. Und ich werde immer dein Vater sein. Nichts auf der Welt – kein Anspruch eines anderen Mannes – wird daran etwas ändern.« Leon nahm ein Tuch aus der Tasche seines Arbeitsanzugs und schnäuzte sich, weil ihm wieder Tränen in die Augen traten.

»Trotzdem ...«, sagte Nathan und setzte sich auf einen der Eimer. »Die Wahrheit verändert die Dinge, nicht wahr?«

Leon nahm auf dem anderen Eimer Platz, während Zak sich wachsam zwischen sie stellte. »Nur die Dinge, nicht die Gefühle.«

Nathan reichte Leon die Visitenkarte. »In welcher Branche ist er tätig?«

Leon las laut vor: »WAVERLING TOOLS – im Maschinenbau. Er sagt, dass sein Unternehmen Werkzeug und vor allen Dingen Maschinen für Bohrungen nach Wasser und Salz herstellt.«

»Wovon ich keine Ahnung habe.«

»Er hat erzählt, dass er zweimal verheiratet war und geschieden ist, dass er ein Kind hat, eine geistig zurückgebliebene Tochter namens Rebecca. Sie ist zwölf und lebt bei seiner Mutter – deiner Großmutter. Er ist sechsundvierzig.«

»Glaubst du, dass er Mutter vergewaltigt hat?«

Leon gab Nathan die Visitenkarte zurück und verlagerte das Gewicht, um das Taschentuch in seinen Arbeitsanzug zu stecken. »Ich denke, deine Mutter glaubt es. Mit Sicherheit werde ich es wohl nie wissen. In ihrer Jugend war sie die größte Schönheit von Gainesville und Denton. Als hübsche einzige Tochter von wohlhabenden Eltern und Liebling ihrer reichen, kinderlosen Patentante war sie schrecklich verwöhnt und wuchs in der Überzeugung auf, dass sie einfach alles bekommen könnte, und genauso zieht sie nun Lily groß. Ich hab mich in der vierten Klasse in sie verliebt, als sie mit der Schule angefangen hat. Sie war das hübscheste kleine Ding, das ich je gesehen hatte. Ich hab ihr die Bücher getragen und dafür gesorgt, dass niemand sie belästigt. Ich war wie ein großer Bruder für sie. Mir konnte sie alles anvertrauen. Mit achtzehn habe ich auf diesem Hof für ihre Eltern zu arbeiten angefangen. Ich hab miterlebt, wie die Jungs in ihrer Schulzeit hier Schlange standen und ihr nach dem Internat zur Farm gefolgt sind, aber sie hat sie alle auf Distanz gehalten, bis Trevor Waverling im Ort aufgetaucht ist. Er muss damals so um die fünfundzwanzig gewesen sein.«

Nathan hörte davon zum ersten Mal. »Was hat ihn nach Gainesville geführt?«

»Seine Tante. Sie hat ihm ein Geschäft für Sättel und Zaumzeug, das sie von ihrem Mann geerbt hatte, hinterlassen. Aber Trevor war nicht interessiert daran, einen Laden in einem kleinen Ort wie Gainesville zu führen, also ist er nur so lange geblieben, bis er verkauft war.«

»Und da hat er Mutter kennengelernt.«

Leon stand auf und zündete die Lampe in der Scheune an. »Ja. Ich hab ihn lediglich zwei- oder dreimal gesehen. Er war wirklich ein fescher Bursche. Die Damen waren anscheinend ganz vernarrt in ihn, aber er hatte nur Augen für deine Mutter, behauptet sie jedenfalls. Er ist ihr nicht von der Seite gewichen, bis der Laden verkauft war, und hat sich dann, als sie schwanger war, aus dem Staub gemacht. Da ist ihr Daddy zu mir gekommen. Kein anständiger Mann würde sie nehmen, hat er gesagt.« Leons Versuch, spöttisch zu grinsen, schlug fehl. »Wortwörtlich.«

Nathan hatte den Vater seiner Mutter nicht gemocht. Liam Barrows hatte keine Zeit für seinen ältesten Enkel gehabt und ihn weggescheucht wie eine lästige Fliege, aber Nathan hatte seinen Großvater hauptsächlich deswegen nicht leiden können, weil er seinen Schwiegersohn wie einen Lohnarbeiter behandelte. Die Ereignisse des Tages erklärten, warum. Er war in Nathans zehntem Lebensjahr gestorben, und seine Großmutter war ihm bereits ein Jahr später ins Grab gefolgt. Danach hatte Nathans Mutter die Leitung der Farm übernommen.

»Meinst du, er wusste wirklich nicht, dass Mutter mit mir schwanger war?«, fragte Nathan.

Leon zupfte einen Strohalm aus einem Heuballen und steckte ihn in den Mund. »Ja, das glaube ich ihm. Ich denke



Leila Meacham

Sturmtage

Roman

Taschenbuch, Klappenbroschur, 672 Seiten, 12,5 x 19,0 cm

ISBN: 978-3-442-48767-7

Goldmann

Erscheinungstermin: Juli 2018

Texas um 1900. Der junge Nathan Holloway wächst glücklich und zufrieden auf einer kleinen Farm auf. Bis ihm eines Tages der wohlhabende Trevor Waverling offenbart, dass er sein leiblicher Vater ist und Nathan seine Firma vererben möchte. Damit beginnt für Nathan ein rasanter gesellschaftlicher Aufstieg voller interessanter Begegnungen. Als er bei einem Geschäftstermin die junge Samantha kennenlernt, ahnt er jedoch nicht, wie schicksalhaft diese Begegnung für sein weiteres Leben sein wird ...



[Der Titel im Katalog](#)